



Drei und dreißigster Jahrgang.

9.

Donnerstag, am 1. März 1849.

Eine Rede Bruno Bauer's,

gehalten

im vierten größern Wahlbezirk zu Berlin.

Meine Herren! Ich werde sogleich ohne Umschweif zur Sache schreiten, nemlich zu der Frage, deren Lösung in den nächsten Monaten erwartet wird, und von deren Beantwortung die Ehre der Nation, die Sicherung ihrer Rechte, das Zurückkehren des Selbstvertrauens und die Stellung in der Achtung abhängt, die wir in Deutschland genießen werden. Die Frage ist nemlich die: Ob das Volk das Recht und die Gewalt hat, sich selbst seine Gesetze zu geben, oder ob es sich dabei beruhigen kann oder nicht, daß ihm eine Regierungsgewalt, die immer nur eine absolute sein kann, seine Verfassung vorschreibt. Ich werde diese Frage beantworten, indem ich zeige, daß sie nicht erst in der letzten Zeit aufgeworfen wurde, in den gefährvollen Tagen des November, sondern daß sie schon unmittelbar nach den Märztagen hingestellt, aber noch nicht beachtet war. Daß die Gefahr, welche in dieser Frage enthalten ist, schon im Frühjahr über der Nation schwebte, und wider Erwarten des Volkes und seiner Vertreter

über die Nation und ihre Rechte losbrach, — kurz diese Frage stand unmittelbar nach den Märztagen vor den Augen der Nation, wurde aber bei Seite oder vielmehr in die Zukunft geschoben. Denn im Augenblicke nach der März-Revolution glaubte das Volk, daß es der Zukunft diesen Absolutismus abgerungen hätte, daß diese Zukunft ihm jetzt unmittelbar gehorchen würde, daß es die Gewalt hätte, für immer seine Zukunft zu bestimmen, darüber zu verfügen, gesetzlich zu gestalten. Aber hatte die Nation schon die Gewalt dazu, diese Zukunft sich zu bestimmen, sich eine Regierung zu schaffen, die ihm in dieser Gestalt beistehen könnte, hatte sich ein Organ gebildet, welches die Initiative ergreifen konnte? Hierauf ist zu antworten: Nein! und selbst die damaligen Volksführer und Sprecher gestanden zu, daß die Nation keine Handhabe besaß, um in seine Zukunft einzugreifen, kein Organ, Gesetze zu geben, vielmehr das Königthum allerdings die Allmacht habe, die Gesetze zu erlassen, die wichtigsten Gesetze und die Initiative der Gesetzgebung besäße. Sämmtliche Volksführer damals nemlich verlangten vom Königthum, es solle das Wahlgesetz zur constituirenden Versammlung aus eigener Machtvollkommenheit erlassen, sie verlangten vom König-

thum, daß es diese wichtigen Gesetze, welche die Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung bestimme, octroyire. Während die Volksführer also Dies verlangten, ging das Königthum auf diesen Antrag nicht ein; es fühlte, daß octroyiren in diesem Augenblicke, von seiner Seite, ein Akt der größten Ursprünglichkeit, dieser Akt eine Revolution, eine privilegirte Schöpfung wäre. Zum octroyiren gehörte damals eine Kühnheit, deren das Königthum nach den Stürmen der Märztage nicht fähig war. Das Königthum hätte sich die Kraft zutrauen müssen, kühn voranzuschreiten und ein Gesetz zu geben, das auch den gespanntesten Erwartungen zu genügen vermochte, und jede Kritik aushalten konnte. Dieses damals gefährliche Wagniß wollte das Königthum nicht unternehmen, und beide, Volk und Königthum, ließen den Antheil an der Gesetzgebung unbestimmt. In dieser kritischen Verlegenheit trat der Landtag ein, ihm wurde die Aufgabe zugeschoben, mit dem Volkswillen zu feilschen, mit dem Volkswillen zu markten, so lange an dem Wahlgesetze zu ändern, bis es dem Anstürmen von damals genügte. Der Landtag half sich aus der Verlegenheit, so daß die gesetzgebende Kraft, die constituirende Kraft zu gleichen Theilen beiden zugewiesen wurde, dem Königthume und dem Volke, daß man beiden einen gleichen Willen zuschrieb, und die schwierige Aufgabe stellte, mit beiderseitigem Willen sich zu vereinbaren; eine schwierige Aufgabe, weil der Landtag in seiner Verlegenheit die Grundlage der Vereinbarung nicht anzugeben wußte, nicht feststellte, wer dazwischentreten solle, wenn die Vereinbarung nicht zu Stande käme. Während die Sache eingestandenermaßen so kritisch stand, hatte die Octroyirung längst begonnen. Zahllose Adressen aus den Provinzen bestürmten von allen Seiten die Minister mit Dank für die Verheißungen des März. Die Rechte, welche das Volk errungen zu haben glaubte, wurden in diesen Adressen von der Gnade von oben abgeleitet. Allerdings schien es uns, das Volk hätte nichts in seinen Händen als nur diese Verheißungen, aber diese Adressen vergaßen ganz des Kampfes, durch welchen das preussische Volk seine Rechte erworben hatte. Man ging so weit, daß man es einräumte, der König würde auch ohne Kampf alles dies gewährt haben,

daß er längst in seiner Weisheit beschlossen. Die Minister von Camphausen bis zu Buel führten dieselbe Sprache, sie kannten nur Verheißungen, nur Gewährungen dessen, was der König eingeräumt habe; ja, die constitutionelle Verfassung nannten sie eine solche, welche der König vorgezeichnet, seinem Volke angewiesen, vorgeschrieben habe. Endlich ging der Minister-Präsident so weit, dem Verfassungswerke sogar die verheißene breiteste Grundlage zu entziehen, indem er versprach, daß das Verfassungswerk auf genügender Grundlage fortgeführt werde, wobei sich von selbst verstand, daß man sich vorbehielt, wie weit diese Grundlage genügen, wie groß und wie umfassend diese genügende Grundlage sein sollte.

Die Octroyirung hatte also unmittelbar nach dem März schon begonnen. Der Plan der Regierung stand fest. Er war im Sommer schon fertig, aber das System wurde nicht beachtet. Die Nation vertraute auf ihre Volksvertreter, auf die Existenz, auf den guten Willen dieser Volksvertreter, und hielt die Octroyirung für unmöglich, die Einräumungen, Verheißungen, Gewährungen für überflüssig, und glaubte, daß das Werk nothwendig gelingen müsse, daß kein Mensch die errungenen Güter wieder entreißen könnte. Auch die Volksvertreter hatten keine Ahnung von der Gefahr, in welcher sie schwebten. Sie erfaßten das System der Minister nie, und das war der Hauptfehler, nie scharf auf den Grund dieses Systems zu gehen, den Kampf mit ihm zu wagen. Sie haben sich nie diesem System gerade gegenüber gestellt. Das war der Keim ihres Unterganges; daher die allmälige Kraftabnahme, woher es denn kam, daß endlich das letzte Ministerium die Octroyirung zur Wirklichkeit machen, das System, welches immer schon fertig lag, welches in dem Munde der früheren Minister nur als eine Redensart, eine Phrase erschien, — zur That machen konnte. Es fragt sich, was ist zu thun? Die Antwort darauf ist: Alles, Alles, was bisher versäumt und unterlassen worden ist. Eben jene Rechte, die das Volk im März erobert hatte, müssen jetzt von Neuem für immer gesichert werden. Es muß gezeigt werden, daß diese Rechte das wirkliche Eigenthum des Volkes sind. Aber wie ist dies auszuführen? Was hat die zweite

Kammer zu thun, was hat sie der festgestellten Verfassung gegenüber zu thun? Ich antworte: Ihr habt zu revidiren, Ihr habt die Erlaubniß, Veränderungen anzustellen. Wenn aber nun diese Erlaubniß Täuschung, Illusion, ein Ding der Unmöglichkeit wäre? Wenn nur nicht diese Erlaubniß die Vollendung jenes Verfahrens wäre, zu welchem jenes organisirte System die Volksrechte seit dem Sommer führen wollte! Als das Volk die constituirende Versammlung erwählte, wurde nur die vereinbarende gegeben. Als die vereinbarende Versammlung da war, wurde die Vereinbarung von den Ministern geleugnet. Die gleiche Berechtigung Beider, der Krone und des Volkes, wurde zurückgewiesen und die Octroyirung vorbereitet. Diese eröffnete die Aussicht auf Revision, aber das ist nur eine scheinbare, ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei Kammern setzen die Vollendung der Constitution voraus, sie schließen jede eingreifende, constituirende Thätigkeit aus. Wenn eine erste Kammer, ohne daß die Nationalversammlung befragt ist, unter diesen Umständen besteht, so ist sie eine permanente Kriegs-Erklärung gegen die Nationalversammlung, sie ist die constituirte Censur, ja das Verbot jeder Veränderung, sie ist das absolute Veto in seiner organisirtesten Form.

Es ist die Frage, was ist dieser Kammer gegenüber zu thun, was ist einer Verfassung gegenüber zu thun, die nicht die Zustimmung der Nationalversammlung hat, die zu einem Scheine herabgesetzt ist? Das einfachste schieene ein Protest gegen die Verfassung und ein Protest gegen die erste Kammer. Ein einfacher Protest ist ein Zeichen der Ohnmacht, welches derjenige ablegt, der protestirt, es ist ein Zeichen der Schwäche, gleichsam eine bloß einfach bedauernde Aufhebung der Hände, eine Anerkennung der Macht dessen, gegen den man protestirt; während der Starke in Anerkennung seiner Macht, seines Sieges bewußt, nicht nur die Hände erhebt und protestirt, sondern auch die Hindernisse, die ihm im Wege stehen, beseitigt. Statt eines einfachen formellen Protestes, halte ich einen ausgeführten Protest, d. h. einen Protest, der in Arbeiten, Leistungen und Organisationen besteht, für würdiger, männlicher und einzig erfolgreich. Das heißt, sowie die zweite Kammer zusammentritt, beginne sie ihre Arbeiten, setze

einen Verfassungsausschuß nieder, der die octroyirte Verfassung als Entwurf aufnimmt. Dieser Ausschuß wende sich sogleich auf organisirende Arbeiten, lege diese der Kammer vor, und diese verhandle die Frage mit der Macht der Ueberzeugung und mit der Siegesgewißheit, daß sie das Land für sich einnimmt, daß sie die Stimmung des Landes für sich erorbert, daß sie wirklich gewiß ist, das Land wird mit ihr stehen und fallen; wenn dann die Kammer widersteht und eine Collision herbeiführt, dann kann die zweite Kammer antworten: ich stehe mit dem ganzen Lande, und es wird sich zeigen, wer die Collision zu verantworten hat. Ich bin also, kurz zusammengefaßt, für eine wirkliche Revision, für gründliche Arbeiten, schöpferische, organisirende Thätigkeit. Nur auf diese Weise kann die allgemeine Stockung, die alle Klassen lähmen zu wollen scheint, die durch die Nichtbeachtung der Gefahr herbeigeführt ist, an der die Unterlassungen der Männer in Frankfurt und Berlin Schuld sind, gehoben, und die constituirende Kraft der Nation bewiesen werden. Die Revision, welche in der octroyirten Verfassung nur eine Täuschung ist, muß durch die zweite Kammer zur Wahrheit werden. Die Revision muß zur Vereinbarung geführt werden, aber in der Vereinbarung muß die zweite Kammer die Kraft der Nation beweisen und somit auch das Recht zu constituiren. Das ist es, was ich über die politische Frage denke. Wenn es die kurze Zeit erlaubt, so gestatten Sie mir, noch einige Worte über die sociale Frage zu sagen.

Alle politischen Veränderungen sind von jeher von socialen begleitet gewesen. Was wir jetzt beabsichtigen, Schöpfung einer Verfassung auf Grund der Gleichberechtigung, dies muß von den größten socialen Folgen sein, da eine solche Verfassung darauf beruht, den Grundsatz der Gerechtigkeit in alle Verhältnisse einzuführen, und alle Vorrechte, die bisher bestanden, aufzuheben. Während nur auf diesem Bunde der Gleichberechtigung die unbedingte Freiheit der Person geschaffen werden, diese erst eingeführt werden soll, so giebt es eine Partei, die im socialen Interesse im Gegentheil so weit geht, daß sie die Regierungs-Autorität auf das Höchste hinaufschrauben will, daß sie verlangt, die Regierung solle die National-

arbeit in die Hände nehmen, dieselbe leitend regeln, ja sogar in Entreprise nehmen. Während wir darauf ausgehen, das Joch der Bevormundung abzuschütteln, geht diese Partei so weit, die Macht der Regierung auf eine mystische Höhe hinauf zu schrauben, so daß Staat und Regierung mit eisernem Scepter über alle Verhältnisse herrscht, während die absolute Regierung im März deshalb gestürzt ist, weil ihr die Arbeiten über den Kopf gewachsen sind, weil sie keine Kraft mehr hatte, die Nationalarbeiten, diese ungeheuren Arbeiten zu gestatten. Deshalb ist sie gestürzt worden. Man will diese Partei zur höchsten Höhe bringen, wo sie als Leiterin die Arbeiten erst organisiren soll; kurz, die Regierung erst soll wahrhaft bevollmächtigt werden. Indessen, dies ist unmöglich. Wenn die Regierung in dieser Weise die Arbeiten organisiren soll, so müßte man voraussetzen, daß sie immer nur gute Gesetze geben werde. Allein die Erfahrung zeigt, daß die Regierung nie in gewisse Arbeiten ernstlich eingreifen kann, daß sie genug gethan zu haben glaubt, wenn sie in Arbeiten auf dem Felde der Industrie eingreift und dort regieren will.

Ferner muß vorausgesetzt werden, daß die Regierung auch die Erfindungen beurtheilen müßte, daß alle Erfindungen ihrer Censur unterlägen. Dagegen spricht, daß die Regierung als Vertreterin des Bestehenden immer gegen alles Neue ist. Daher muß sich der Erfinder, um sich zu kräftigen, erst durch das Mißtrauen, durch die Gewalt des Staates hindurcharbeiten. Die Staatsregierung, als Vertreterin des Bestehenden, wird immer die Erfinder vor ihren päpstlichen Richterstuhl, der die Bewegung leugnet, hinschleppen, vor den Richterstuhl, vor welchem Galiläi Abbitte thun mußte.

Ferner müßte mit dieser Theorie ausgeführt werden, daß stets die Regierung so weit ginge, selbst auf Entdeckungen einzugehen, selbst Entdeckungen zu veranlassen. Allein jede große Entdeckung hat eine Menge Versuche gekostet, welche scheiterten; ein ungeheurer Aufwand von geistiger Kraft, ein Aufwand an Kapital ist verwendet worden, der diese Entdeckung möglich machte. Wollte nun die Regierung so weit gehen, daß sie für Versuche Garantie leistete, so würde sie von Unzähligen überlaufen werden, die den Stein der

Weisen entdeckt zu haben glauben, sie würde bald banquerout sein und sich wie der Goldmacher bald vollständig ausgegeben haben.

Endlich, wenn die Regierung selbst fabriciren soll, so würde sie ein immenses Heer von Beamten brauchen, und wie würden diese die Arbeiten langsam, träge und unentschlossen treiben! — schon weil eine Verantwortlichkeit nach oben für sie entsteht, weil sie keine eigene Verantwortlichkeit haben, so würde ihnen Intelligenz und Spannkraft fehlen, denn sie fürchten zugleich die Verantwortlichkeit nach oben, während sie die Gefahr und den Verlust betrachten.

Also die Regierungsarbeiten sind immer unfruchtbar, immer unproductiv, immer mit dem Untergang der Unternehmungen, mit dem Scheitern bedroht. Vor einigen Jahren, als die sociale Frage im öffentlichen Leben zuerst besprochen wurde, da wurde in einer Zeitung die Frage aufgeworfen, wie wohl das Wort Proletarier übersetzt werden könnte, und eine Zeitung erwiederte darauf: „Angstarbeiter.“ Ob dies richtig ist, will ich nicht beantworten; ich will diesen Ausdruck zu einem anderen Zwecke anwenden.

Ich behaupte, daß der Staat der wahre Angstarbeiter ist. Schon in ruhigen Zeiten verbirgt er sich hinter ein ungeheures Heer friedlicher und militärischer Beamten, er fürchtet immer eine Erschütterung und sucht sich hinter der Armee zu sichern. In den unruhigen Zeiten aber, wenn in den Arbeiten Störungen eingetreten, wenn neue Kräfte sich vereinigen, wenn er dann nicht weiß, wie er seine Kraft anwenden soll, dann tritt die eigentliche Angst ein und er sucht Unternehmungen zu gründen. Diese sind aber unfruchtbar. Er sucht alsdann Domruinen neu aufzubauen, und pensylvanische Gefängnisse anzulegen, deren Ertrag ihm so theuer kommt, daß er mit Silber aufgewogen werden muß.

Dies sind die eigentlichen Staatsarbeiten, die Produktion derselben ist eine Geburt der Angst und Verlegenheit.

Wenn Sie das wahre Bild von solchen Staatsarbeiten haben wollen, so wenden Sie, meine Herren, Ihre Blicke auf jene in Asien, auf jene kolossalen Bauwerke der Pyramiden in Egypten. Dies sind die Staatsarbeiten des Despotismus,

welche die Despoten ihren Unterthanen angehängt haben, um sie mit Nutzen zu beschäftigen, um die gährenden Massen gefahrlos zu machen.

So sind die Arbeiten jener Nationen die Documente der Angst ihrer Despoten, die in jenen Denkmälern ein unvergängliches Zeugniß ihres Despotismus und der Sklaverei ihrer Völker der Nachwelt überliefert haben.

Ich komme zum Schluß. Ich behaupte demnach, daß unsere politische Arbeit, das Verfassungswerk, nur darauf gerichtet sein kann, die Hindernisse, die die Bewegung hemmen, die die Freiheit einschränken, zu beseitigen. Ferner, daß der Staatsmann, der Regierungsmann nur darauf gelenkt werden muß, die Hindernisse, die den Verkehr auf's Engste einschnüren, jeden Ausweg absperrten, diese Hindernisse zu sprengen, die Schranken zu lösen, die sich dem Verkehr entgegenstellen. Die Regierung hat uns die Grenzen zu öffnen, die den Verkehr abschneiden, die Arbeiten unproduktiv machen und versiegen lassen.

Die Regierung, der Staatsmann hat auch das Land zu einem angesehenen zu machen, ihm Achtung zu verschaffen, damit unsere Arbeiten an der Industrie einen Ausweg haben. Er hat die Brücken über die Meere zu schlagen; er hat Flotten zu bauen, die unsere Arbeit in andere Welttheile bringen, ihm allein liegt die Pflicht ob, alle Hindernisse zu beseitigen.

Hiernach kann die Arbeit nur durch eigene Kraft, nur durch Vertrauen organisiert werden; oder mit andern Worten: Sie kann nur organisiert werden, wenn die Tendenz der Regierung der neueren Zeit auf die Selbstregierung des Volkes eingeht. Es folgt hieraus von selbst die Selbstorganisation der Gesellschaft und der Arbeiter.

Ich schließe demnach, nachdem ich dies kurz auseinandergesetzt habe, und habe nur noch in Bezug auf die Person zu bemerken, daß ich es für die Aufgabe des Staatsmannes, dessen, der als Gesetzgeber auftritt, halte, ruhig und besonnen dazustehen; ruhig die Verhältnisse in's Auge zu fassen und streng abzuwägen. Daß er aber dann, wenn er mit Ruhe und Besonnenheit Alles erwogen hat, kühn und entschlossen eingreife und dem Feinde streng in's Auge sieht und nicht nach-

läßt bis das, was er beschlossen, durch ein Gesetz in's Leben gerufen ist.

Dies wird jetzt um so nöthiger, wenn wir hinsehen auf das System, das sich schon im Sommer entwickelt hat, wenn wir hinsehen auf das System der Dctroyirung, wenn wir bedenken, daß die Collision, die uns bevorsteht, schwierig sein wird, daß ein Gewaltstreich möglich ist, daß uns vielleicht abermals eine Auflösung bevorsteht. Was mich betrifft, so wäre mir bei dem Selbstgefühl, das ich besitze, und das nicht zu den schwächsten gehört, der Gedanke, einer Gesellschaft anzugehören, die aufgelöst wird, nicht sehr anziehend, er würde mir im Gegentheil, der peinlichste sein, den ich mir denken kann.

Sollte ich jemals im Leben zu der Wirksamkeit eines Volksvertreters berufen werden, so würden meine Arbeiten darauf gerichtet sein, die Collision so zu lenken, daß ein Gewaltstreich auf's Fernste hinausgerückt wird. Ich würde ihm die gründlichsten Arbeiten, die größten Leistungen entgegenstellen, so daß die obere Region Bedenken trägt, ihn jemals auszuführen, oder daß, wenn er dennoch ausgeführt wird, wenn die Gewalt die Kraft zur Ausführung hätte, daß dann mit Würde, mit Adel gefallen werde!

Eine Anklage wegen Majestäts- Beleidigung.

Sitzung vom 10. Februar.

Die Verhandlungen wegen Majestätsbeleidigung, welche jetzt fast die einzigen* der ersten Abtheilung des Kriminalgerichts in Berlin sind, haben seit jeher den Zuhörern vielfachen Stoff zur Erregung ihres Gefühls dargeboten, keine aber hat die Heiterkeit, eine sonst bei dieser Art

* Ein Beweis, wie man mit der Regierung zufrieden und mit welchem Rechte sich Preußen einen christlichen Staat nennt, nach dem erhabensten Grundsatz des Christenthums: Vergieb Deinen Feinden!

Proceffen höchst ungewöhnliche Erscheinung, so sehr in Anspruch genommen, als die gegen den Privatschreiber Krause. Der Angeklagte, der bereits vor den Schranken sich befindet, ist ein langer hagerer Mann mit eben so hagerem langen und blassen Gesicht, in dem die Augen das Bemerkenswerthe sind, da sie hier den Charakter sehr deutlich abspiegeln. Sie scheinen alle Farben annehmen zu können, jetzt aber drücken sie nur Eins, nemlich fromme Ergebenheit in das unvermeidliche Schicksal aus, und sind daher größtentheils nach Oben gewendet. Die rund um den Kopf an den Schläfen entlang gehenden, auch da noch spärlichen Haare bilden fast eine Tonsur auf dem Haupte des Angeklagten, und erhöhen dadurch sein fast mönchisches Ansehen.

Die Anklage, welche behauptet, daß Krause nicht nur die beleidigendsten Aeußerungen über den König gebraucht, sondern auch die Absicht, ihn zu erschießen, ausgesprochen habe, wird von ihm mit folgenden kaum gehauchten Worten und unter dem süßlichsten Wesen, was man sich nur denken kann, folgenderart erwidert:

Ach, du mein grundgütiger Gott, wie hast du so schwere Prüfungen mir auferlegt, wie hast du so bittere Verleumdungen auf mein unschuldiges Haupt ausgießen können? doch deinen Befehlen will ich mich ergeben. Ach, du mein Gott, wie ist eine solche Beschuldigung möglich gegen mich, der ich den König, wie meinen Gott, in aller Demuth und Unterthänigkeit verehere, der ich durch mein langes Leben meinen Patriotismus so deutlich bewiesen habe. Ich sollte gegen meinen allergnädigsten König und Herrn Reden, die anstößig wären, gebrauchen? ich sollte gar einen Mord seiner von Gott geheiligten Person beabsichtigt haben? Ha, mich schaudert, wenn ich an diese höllischen Nachlosigkeiten denke! Nein, meine hohen Richter, Sie werden in Ihrer Weisheit die Verleumdung von der Wahrheit unterscheiden, Sie werden, erleuchtet durch die Kraft des heiligen Geistes, meine Unschuld bald erkennen, und mich in Frieden ziehen lassen. Dahin wirke der Himmel und nehme Sie und mich in seinen geheiligten Schutz.

So ungefähr sprach der Angeklagte.

Ihm entgegen trat zuerst der Rentier Hise, ein kleiner Mann von behäbiger, corpulenter Figur und einem gutmüthigen, vollwangigen Gesicht, der mit dem Angeklagten nur den Mangel an Haaren gemein hat, sonst aber den vollkommensten Gegensatz von ihm bildet. Sein Dialekt verräth den Schlesier.

Er erzählt, daß ihm bei den unruhigen Auftritten in Breslau im vergangenen Sommer sein Haus demolirt sei, und daß er daher an den Staat bedeutende Ansprüche habe. Um diese Angelegenheit besser betreiben zu können, ist er vor einigen Monaten nach Berlin gekommen, und hat hier im Vorzimmer des Ministers Wilde den Angeklagten getroffen, der sich für einen Assessor Krause aus Königsberg ausgegeben, und dem er, weil ihm dieser seine vielfachen hohen Connerionen, sowie seine bedeutenden Kenntnisse zur Verfügung gestellt, alle seine Leiden mitgetheilt. Da Krause ihm erklärt, daß er ihm schon zu seinem Rechte verhelfen werde, so hat er ihn in sein Haus eingeführt, wo dieser bald als Freund behandelt worden ist. Täglich erschien er, aß und trank dort, führte die Hausfrau nach allen Vergnügungsorten Berlins, da der Mann seines Alters und seiner Körperconstitution wegen die Bequemlichkeit liebte, und war das, was man in jeder gut eingerichteten Wirthschaft Hausfreund zu benennen beliebt. Bis dahin war alles gut, jetzt aber benutzte Krause eine Gelegenheit, welche ihm durch die zufällige Abwesenheit des Ehepaars geboten wurde, zur Anknüpfung einer Bekanntschaft mit deren Dienstmädchen. Wir wollen nun den Zeugen selbst reden lassen:

Also, meine lieben Herren, hatte ich den Menschen da wochenlang gefüttert, als mir plötzlich mein Dienstmädchen sagt, sie wäre von dem — da in anderen Umständen. Donnerwetter! denke ich, das geht nicht so, und entlasse das Mädchen. Was entsteht aber? nun sagt der, ich hätte das Mädchen geschwängert und er wäre ganz unschuldig. Denken Sie sich die Niederträchtigkeit an! Na, von der Zeit an waren wir nicht mehr ganz so gute Freunde, aber er kam doch noch immer, und daher fragte ich ihn um seinen Rath. So fuhren wir denn auch einstmals nach Potsdam, weil ich eine Audienz bei Sr. Majestät dem

König bekommen sollte. Krause wartete im Gasthof bis ich, ganz entzückt über die huldreichen Versprechungen Sr. Majestät, wiederkam, und ihm natürlich sofort mittheilte, was Sr. Majestät die hohe Gnade gehabt hatten, mir zu sagen. Nun denken Sie sich, meine Herren, fängt Der — an auf Sr. Majestät zu schimpfen auf's Fürchterlichste. (Der Zeuge bekundet hier die incriminirten Neußerungen und fährt fort): Natürlich kamen wir hierüber in heftigen Streit, der sich bis in Berlin fortsetzte, wo er eben in Gegenwart meiner Frau nicht nur die scheußlichen Worte wiederholte, sondern auch erklärte, er wolle Se. Majestät erschießen, die Pistolen seien schon geladen, und was er noch alles für Greuelthaten ausüben wollte. Jetzt riß mir die Geduld, und wir trennten uns in heftigem Streit. Erst wollte ich nichts weiter davon machen, aber vierzehn Tage nachher erzählte mir meine Frau, als ich ihr mittheilte, daß der Krause sich mit unserm Dienstmädchen eingelassen habe, in Entrüstung über diesen Frevel, daß er auch sie mit den gemeinsten Anträgen verfolgt, ja daß er sie zu einer Entführung aufgefordert, mich aber bei ihr wegen des Mädchens verflatscht habe. Die gute Seele hatte nur bisher aus Liebe mir alles verschwiegen, aber jetzt gab ihr die Wuth Worte. Sehen Sie, meine Herren, da konnte ich doch nicht länger an mich halten. Ich ging also wieder nach Potsdam, und erzählte Sr. Majestät, was Krause gegen ihn beabsichtige, bat ihn auch flehentlich, seine Person zu behüten, darauf aber zeigte ich hier an, was Krause gesagt.

Der gute Mann hat sich nach und nach so in Wuth geredet, daß er ganz roth geworden ist, und ihm der Schweiß über sein Gesicht herabläuft, er schäumt aber fast und ist im Begriff auf den Angeklagten loszustürzen, als dieser auf die Frage, was er zu entgegnen habe, in seiner süßlichen Art antwortet:

Ich habe nichts zu erwidern. Diese Aussage richtet sich selbst. Die Lüge hat der Herr durch den Mund des Mannes selbst an den Tag gebracht. Er haßt mich, weil ich ihn nicht vor der Wuth seiner über seine Untreue empörten Frau durch eine Unwahrheit beschützen wollte, und das konnte ich nicht; mein Ruf, meine bisher

tadellose Sittlichkeit hätte darunter gelitten. — O du mein Gott!

Was! schreit der Zeuge: ich ein Lügner, i Sie ganz — das erfreuen Sie sich zu sagen. So, jetzt werde ich aber Alles aufdecken, Sie Heuchler! Ja, denken Sie sich, meine Herren, so schändlich hat mich der Mensch behandelt, so gemein hat er sich betragen, daß er mir eines Tages in den Stiefelschaft gep... hat, während ich abwesend war.

Die komische Stellung der Zeugen, sowie seine Worte erregen hier ein fast minutenlanges Gelächter, dem selbst die Richter sich nicht ganz entziehen können.

Nur mit Mühe gelang es, den Zeugen zu besänftigen, der in seiner Wuth ganz nahe an den Angeklagten getreten war, so daß dieser vor Angst fast in sich selbst sich zurückzog, und seine klägliche Miene die komische Situation noch um Vieles vermehrte.

Die Frau des Zeugen ist jung und schön. Sie bekundet die incriminirten Neußerungen. Als sie über das von ihrem Manne angedeutete Verhältniß zu dem Angeklagten befragt wird, erklärt sie, daß Krause ihr Anträge gemacht, die sie nicht erzählen könne, daß er sie aber namentlich aufgefordert, mit ihr zu entfliehen, da sie doch mit solchem alten Manne kein Vergnügen haben könne. „Ja — so sagt die Zeugin — so schlecht hat er mich eheliche Frau behandelt; solche Dinge sagt er mir, während er mein Mädchen verführt, und dann verflatscht er meinen Mann bei mir wegen dieses Mädchens, und mich bei meinem Mann wegen — na wegen etwas Anderem und bringt Unfrieden in unsere glückliche Ehe. Nein, das ist ja scheußlich, ja sehen Sie mich nur so an, Sie grundgem —, Sie —“ und nun, ergeht sich die Zeugin mit erhobenen Händen zum Angeklagten gewendet in einigen zarten Worten, wird dadurch aber ebenfalls so gereizt, daß sie auf den in neue Furcht versetzten Angeklagten so eben los gehen will, als ihr Mann, der an der Seite sitzt, sie mit der Krücke seines Regenschirms hinten in den Rücken faßt, und mit Gewalt zurückzieht, wobei er der Sträubenden, nach den Richtern hinzeigend, die Worte: „Dahin sollst Du sehen! Wirst Du gleich dahin sprechen! Laß den Menschen sind!“ wiederholt zuschreit, und erst nach mehrfachen

Andeutungen seines Willens in den Rücken seiner Frau mit dem Schirm diese wieder zur Besinnung bringt.

Diese Scene erhöhte die Lachlust der Zuhörer auf einen bisher fast unerhörten Grad, war aber auch wirklich so komisch, daß es nur Wenigen gelungen wäre, hier ein lautes Gelächter zu unterdrücken.

Nachdem auch diese Zeugin zum Sitz gebracht ist, erscheint als dritte, zur Vertheidigung geladene, Zeugin die ehemalige Wirthin des Angeklagten und bezeugt, daß sie mit demselben an jedem Morgen beim Kaffee für des Königs Majestät gebetet und daß dieser stets in den ergebensten Worten von der Person unseres Oberhauptes gesprochen und für höchsteden Sieg über die gewöhnliche Sorte der Demokraten und für sein Wohl zum Himmel gefleht habe.

Die Miene des Angeklagten drückt hierbei himmlische Verklärung aus, seine Hände sind gefaltet, und ein Gebet scheint seine blassen Lippen zu bewegen.

Darauf wird ein Zeugniß des Dr. Flatow in Posen vorgelesen, worin dieser, ein alter Bekannter des Angeklagten, seine Bewunderung über die Anklage ausspricht, da er von dem Angeklagten, der der größte Feigling auf Gottes Erdboden sei, solche Dinge nie habe erwarten können.

Dies Zeugniß steigert immer mehr die Heiterkeit, durch welche jedoch die Mienen des Angeklagten und der Zeugen — Erstere verzeihend ergeben, Letztere wuthschraubend — in nichts geändert wird.

Die unverehelichte Engelmann hat bei ihrer auswärtigen Vernehmung die incriminirten Redensarten des Angeklagten bekundet, und will von ihm mit Gewalt zur Mutter gemacht worden sein.

Der Staatsanwalt hält den Angeklagten für überführt, und beantragt zwei Jahre Strafarbeit und Kokardenverlust, da derselbe schon mehrmals wegen Betrugs, das letzte Mal wegen eines gegen den Zeugen Hize begangenen, bestraft worden ist.

Der Angeklagte erwiedert nur wenige Worte, indem er dem Himmel und den Richtern sein Schicksal anheim giebt, und seine Ergebung in jedes Urtheil, ob es ihn schuldig oder unschuldig

hinstellen würde, der christlichen Demuth gemäß versichert.

Der Gerichtshof entband den Angeklagten von der Anklage der Majestätsbeleidigung, da er keinen der Zeugen für genügend glaubwürdig erachtete, und erhielt dafür ein donnerndes, lange anhaltendes Bravo der Zuhörer.

Der Angeklagte stieg mit verschlungenen Händen die Treppen zu den Gefängnissen, die er in wenigen Minuten verlassen sollte, hinab; er war sich vollkommen gleich geblieben, das Hize'sche Ehepaar aber wartete betrübten Angesichts den Verlauf der Menge ab, die zu sehr Partei genommen hatte, als daß von ihr viel Gutes für diese Leute zu erwarten gewesen wäre.

B.

Industrialismus.

Der Industrialismus will die Völker reich machen; und um reich zu werden, sollen sie sich vor Allem auf die Verarbeitung und Veredelung ihrer Produkte legen. Ein Centner Stahl ist bekanntlich mehr werth als ein Centner Roheisen, und ein Centner Stahlwaaren noch um vieles mehr werth, als ein Centner Stahl. Ganz ohne Zweifel. Diese Werthvermehrung entsteht durch die Arbeit, und darum ist die Arbeit die Quelle alles Reichthums. Das ist der Grundgedanke des industriellen Systems, welches nach Adam Smith in Theorie und Praxis zur Herrschaft gekommen ist. Ist aber doch falsch. Denn nicht durch die bloße Arbeit, sondern da, wo die Arbeit sich mit der Natur vermählt, entsteht der wahre Reichthum, der als eine gesunde Nahrung den ganzen gesellschaftlichen Körper erhält und stärkt. Aus dem ewig unerschöpflichen Quell der Natur entspringen uns die wahren Lebensgüter, die sich fortwährend mehren, je inniger wir uns mit der Natur verbinden, je sorgfältiger wir sie pflegen. Wo aber die Arbeit für sich allein schaffen will, da entsteht nur ein falscher Reichthum; da kränkelt die Gesellschaft an der ungesunden Nahrung, und unter dem eitlem Schimmer entwickelt sich

das Verderben. Das ist der Industrialismus, wo sich der Mensch von der Natur losgesagt in der unredlichen Ueberkünstelung des Lebens, und wo die Gewerblichkeit das rechte Verhältniß zur Urproduktion überschritten hat.

Gras und Körner, sagt dieser Industrialismus, haben wenig Werth. Füttern wir feinwollige Schaafe damit, so ist der Werth in der feinen Wolle gesteigert und potenzirt. Wird diese Wolle zu feinen Tüchern verarbeitet, so steigt der Werth auf die dritte Potenz. Kartoffeln haben auch wenig Werth, aber im Spiritus ist dieser Werth potenzirt. Wird gar aus diesem Spiritus Eau de Cologne fabricirt, so steigt der Werth zur dritten Potenz. Wie herrlich, wenn wir unsere ganze Aernie in feine Tücher und Eau de Cologne verwandeln könnten! So stiege unser Reichthum zur dritten Potenz, — doch würden wir leider dabei verhungern.

Das ist eine krasse Vorstellung; ja, aber es ist die Konsequenz des Industrialismus, den nur die Nothwendigkeit des Lebens zurückhält, daß er nicht bis zu diesem Gipfel der Unnatur fortschreitet. Die Ueberspannung ist gleichwohl eine Thatsache. Die Industrie überschreitet ihr rechtes Verhältniß zur Urproduktion und veranlaßt auf dieser Seite einen Mangel, während sie auf der andern Seite einen Ueberschuß erzeugt. So wird denn eine Ausgleichung nothwendig, welche der Export bewirken soll. Gut. England exportirt seine Manufakten. Es beherrscht den Weltmarkt, und führt allein mehr aus, als der gesammte Kontinent zusammengenommen. Frankreich wirft sich auf die Industrie und will exportiren. Deutschland wirft sich auf die Industrie und will exportiren. Rußland will reich werden, und verschließt seine Grenzen, um die eigene Fabrikation zu heben. Nordamerika fängt auch an, zu fabriciren, und wird in einem Menschenalter gewiß so weit fortgeschritten sein, um seinen eigenen Bedarf zu decken. Nun sagt doch! wer soll denn am Ende die überflüssigen Manufakten noch kaufen?

Dieses System widerspricht sich selbst, und schon liegt der Widerspruch vor unseren Augen in den schrecklichsten Gestalten. Das industrielle England will und muß exportiren. Daran hängt sein Leben; daran hängt seine Politik, die vor

keinem Mittel zurückschreckt. Ist irgendwo Zwiebrucht, Empörung und Krieg auf dem Kontinent, — England reibt sich die Hände, hegt die Parteien gegen einander und schürt das Feuer. Länder und Völker gegen einander erregend, hofft es, die fremde Industrie zu zerstören, um den brittischen Manufakten den ausschließlichen Markt zu verschaffen. Stockt gleichwohl der Absatz, so müssen Kanonen die verschlossenen Thore öffnen. Um China mit Opium zu vergiften und mit Baumwolle zu ersticken, bombardirt man seine Häfen. Das ist auch ein Blatt aus der Geschichte menschlicher Civilisation, das der Industrialismus mit Blut beschreibt.

Sollen wir nicht auch diesem leuchtenden Beispiel folgen, und die Bahn betreten, auf der diese Britten den Gipfel der Macht erreicht? Ach, die Welt ist groß, aber sie ist doch nicht groß genug, um noch für ein Britannien Raum zu gewähren; denn schon das eine drückt und lastet schwer genug. Sollen alle Völker auf den Export fabriciren, so frage ich nochmals: wer kauft eure Fabrikate? Für Preußen aber ist noch außerdem zu bemerken, daß es seit der russischen Grenzsperrre sein natürliches Handelsgebiet entbehrt, und somit den sicheren Handel verloren hat, und auf unsichere Konjunkturen angewiesen ist. Darum soll es sich sehr hüten, viel auf den Export zu rechnen, statt dessen aber um so sorgfältiger das rechte Verhältniß im innern Verkehr aufrecht zu erhalten streben. Was wir von auswärtigen Erzeugnissen nothwendig bedürfen, das werden wir immerhin mit einheimischen Erzeugnissen decken können; gefährlich aber ist's, die Industrie zu übertreiben, und hinterher für die überschüssigen Manufakten den Absatz suchen zu müssen. Oder sollen wir statt dessen den inneren Absatz durch hohe Schutzzölle erzwingen, so gerathen wir in ein Netz von Widersprüchen, wovor uns Gott bewahren möge.

Darum vor allem den Landbau befördern, so wird's unseren Handwerkern und Manufakturisten nicht am Absatz fehlen. Erwarten wir nicht, daß die Industrie den Landbau hebe, sondern gehen wir lieber direkt an die Sache. Hätten wir auf den Landbau verwandt, was der Industrie an Intelligenz, Arbeitskraft und Kapital zu viel zufließt, er würde jetzt ganz anders blühen. Denn

hat der Mensch auf dem Gebiete der Gewerbe Wunder geschaffen, so wird er es nicht minder, wenn er sich mit demselben Eifer auf die Agrikultur richtet. Unererschöpflich ist der Schooß der Natur, und noch hat man nirgends die Grenze gefunden, über welche hinaus ihre Produktionskraft nicht zu steigern wäre. Auf demselben Boden, wo sich hier 5000 Menschen gut ernähren, leben dort 1000 dürftig. So viel hängt von dem Anbau ab. Verlassen wir nicht die natürliche Ordnung, welche den Landbau zur Grundlage der Gesellschaft bestimmte, von der man überall ausgehen, und zu der die Industrie in ihrem gemessenen Verhältnisse bleiben muß. Wollen wir hingegen von der Industrie ausgehen, um von dieser Seite die Volkswirtschaft zu heben, so ist's freilich wahr, die Industrie wirkt auf den Landbau zurück, aber sie bleibt dann ewig dem Landbau voraus, und entsteht auf dieser Seite ein perennirender Mangel, als eine perennirende Ursache des Elends. Indem ferner die Industrie den Genußtrieb des Menschen steigert, so wird der Mangel um so empfindlicher, da der Genußtrieb schneller wächst als die Genußmittel. Die Nerven der Gesellschaft sind überreizt, und ihr Körper ist abgemagert. In den Nordmarken von Schweden und Norwegen nährt sich der Landmann kümmerlich von Hafermehl, dem er noch Baumrinde zumischen muß. So lebt er, materiell betrachtet, um vieles schlechter als unsere Fabrik-Arbeiter; aber er verlangt nicht mehr, als ihm das Land bietet, und ist gewiß um vieles glücklicher als diese Fabrik-Arbeiter, deren Genußtrieb der Industrialismus entzündet, indessen es an den Genußmitteln fehlt.

Mit dieser Zerrüttung der natürlichen Lebensordnung schwankt der moralische Zustand, und entsteht eine geistige Verbildung, die uns tagtäglich vor Augen tritt, in den monströsesten Gestalten. Man ist überreizt, sucht das Pikante, Ungeheuerliche, Ueberkünstelte; man umgiebt sich mit tausend entbehrlichen Dingen in der unendlichen Verfeinerung des Lebens, das sich mit einem eben so kalten als flüchtigen Glanz bekleidet, indessen das allgemein Menschliche, Natürliche und Nothwendige zurückgesetzt wird. D. R.

Ein Cholerafchwank.

(Nach einer wahren Geschichte bearbeitet.)

Herr Schulze, ein Philister, zugleich Beheimerath, Wie's in der Welt gar viele, die Sinnesgleichen, hat, —

Der saß im bunten Schlafrock, die Zeitung in der Hand,

Die bei den Demokraten reaktionär genannt, Auf einem Polsterjessel und laß und laß und laß, Bis er vertieft im Lesen, was um ihn war, vergaß. Die leitenden Artikel in dem Kreuz-Zeitungs-Stil, Die boten seinem Geiste ein wonniges Asyl, Er kommt zum Wahlberichte, zum Referat der Kunst, Und liest, wie hoch Nardini beim Publikum in Gunst; Darunter steht der dicke verantwortliche Strich; „Nun kommen Inserate!“ so denkt er sicherlich; Doch ängstlich wird Herr Schulze, es steht ganz deutlich hier:

„An Cholera erkrankt sind heute hundertvier, Gestorben fünfundsechzig, genesen zwei allein;“ Von Kehler unterzeichnet, wird's wohl in Wahrheit sein.

Da fasset ihn ein Grausen, er klingelt dem Lakei; Der kommt Bedientenschrittes ganz ehrfurchtsvoll herbei;

Die tölpelhafte Miene, die Stirn' und Nase platt, Die zeigen, daß das Pulver er nicht erfunden hat. Herr Schulze zeigt ihm zitternd, den Cholera-Bericht:

„Hör', Anton! jago hab' ich die Cholera noch nicht; Doch sollt' sie sich erdreisten, die freche Böhlerin, Zu lenken ihre Schritte nach dieser Wohnung hin, — Kurz, sollt' es ihr gelüsten nach mir, geheimen Rath, So merk' Dir hier ein Mittel, das hilft, es ist probat;

Der große Hydropathe, der Doctor Lobethal, Der hat's zuerst verkündet, es hilft für alle Mal: Zuerst Veratrum album — ein Gränchen recipe! Dann muß getrunken werden recht viel Camillenthee, Dann nimmst Du eine Bürste und bürstest meinen Leib,

Damit die Lebenswärme nicht ganz von dannen bleib'! Das ist ein kräftig Mittel; wenn's damit nicht gelingt,

Auch kein Hypokrates mich mehr zum Leben bringt. Vergiß mir also ja nicht das Bürsten und den Thee!“ —

Indem er also spricht, fühlt er ein leises Weh; Er fühlt ein leises Kollern in seinem Unterleib, Als spielten die Gedärme zu ihrem Zeitvertreib; Das Angesicht wird blässer, der Nase Noth entflieht, Er fühlt, wie Todeszittern durch seinen Körper zieht;

Und Anton sah's, erschrocken und ängstlich rief er da:
„Herr Jehs, der Herr Geheimrath, der hat
die Cholera!“

Er zieht ihm schnell die Kleider und selbst das
Hemd ab

Und greift nach einer Bürste und bürstet auf und ab
Auf des Geheimraths Körper und reibt und reibt
und reibt,

Daß von der Brust zur Zehe Nichts ungerieben bleibt;
Da fühlt er, wie allmählig die Lebenswärme naht,
Er bürstet neues Leben dem Herrn Geheimerath. —

Doch die Genesungs-Hoffnung nur allzubald ent-
flieht,

Als er den Herrn Geheimrath sich näher jetzt
beseht; — —

Nicht Röthe und nicht Blässe, ein schaurig Schwarz
bedeckt

Den Körper des Geheimraths, den er zum Leben weckt;
Der Bürste heilsam Wirken bracht' schnell den
Schweiß hervor,

Der dringt aus allen Poren, vom Fußblatt bis
zu Ohr;

Doch Anton schreit: „Die Krankheit ist lang noch
nicht heraus,

Sie seh'n wie ein gepuzter, schwarzblanker Stiefel
aus!“

Da ward es dem Geheimrath auf einmal deutlich klar,
Daß seines Anton's Bürste die Stiefelbürste war.
Doch grollt' er nicht dem Burschen in seines Herzens
Grund,

Denn durch das kräft'ge Bürsten ward er alsbald
gesund;

Er nahm die weise Lehre mit der Genesung weg:
„Ein noch so schmutzig Mittel — das heiligt
der Zweck.“

Breslau.

Carl Cohn.

Literatur und Politik.

Wir haben in der letzten Zeit die nieder-
schlagende Bemerkung machen müssen, daß die
meisten Männer von Geist in der Minorität blie-
ben, wenn es sich um politische Ansichten han-
delte. Den Tagessofisten ging die öffentliche
Meinung nach, die mit blendendem Worte, wizigen
Reden den Ton anschlugen, in dem der Chorus
der Massen zu singen beliebte.

Daß die Menschheit eine Geschichte hinter sich
habe, aus der man Erfahrungen machen könnte,

daß sie einen materiellen Boden habe, der früher
da war, als die Menschen, daß man den in der
Geschichte der Menschheit sich widerspiegelnden
Gesetzen der menschlichen Natur und der geogra-
phischen Verhältnisse nicht entgegenrennen könne,
mit bloßen Meinungen und Tagesansichten, die
kein Gestern haben und kaum einen Morgen er-
leben werden, das alles ward nicht in Anschlag
gebracht; man wurde gesteinigt, und lächerlicher-
weise nicht mit jenen Steinen, die den Körper
tödteten, sondern mit denen, mit welchen man den
Geist erdrücken wollte. Man wurde verlacht, ver-
ächtet, beschimpft; man glaubte, der Tag sei an-
gebrochen, wo alles, was war und ist, was Gesetz,
Sitte und Regel war, wie ein nutzloser Ballast
in die Untiefen des Meeres unwiderbringlich ge-
worfen, und die sechstausendjährige Menschheit
mit neuen Gesetzen geregelt werden könne. Ver-
gebliches Bemühen! Was die Rutte und der Stock
nicht vermochte, das wird die terroristrende Tages-
frage zu vollenden nicht vermögen, — den Geist
zu ersticken, und dem Würdigsten und Tiefden-
kenden die gebührende Stellung in der Gesell-
schaft zu rauben.

Der geistvolle, edlere Mensch kann zurück-
geschmecht werden, er kann sich verbergen vor dem
wüthenden Orkane, wie das Thier instinktmäßig
Sicherheit sucht, bei herannahender Gefahr; er
kann es vorziehen, den Stürmen auszuweichen,
als sich brechen zu lassen, ohne genügt zu haben;
er kann vergessen werden von einem Theile der
Gesellschaft. Aber nach dem Sturme kommt Er-
mattung; der Mensch wird müde, und das Be-
dürfniß in ihm rege, vor dem Flüchtigen und
Verflüchtigten das Tiefere zu suchen.

Es in der politischen Literatur wie auf der
Bühne; nach der Zeit der Phrase, der Gestinnungs-
losigkeit, der falschen Empfindung, findet der Ge-
danke, der sittliche Ernst, das wahre Gefühl seinen
Boden, und Shakespeare und Calderon werden
gesucht, wenn die dramatischen Eintagsfliegen dem
Beschauer lästig geworden. Das Bessere wird
gewollt, sobald man das Schlechte als solches er-
kannt hat; die Werke des einsamen Denkers wer-
den aus dem Verstecke hervorgezogen, wie man
nach den verschütteten Herrlichkeiten von Herku-
lanum und Pompeji suchte, nachdem man des

Schwulstigen, Ueberladenen, Barocken überdrüssig geworden. Die Zeit findet ihre Männer, welche dem Gegendrucke des Besseren gegen das Schlechtere immer bestimmte Richtung geben, diese sind dann die gewaltigen Heroen, die das Zersplitterte vereinen, das Unreine zu Boden schlagen und dem Geiste zur Anerkennung verhelfen in Siegen, die sie auf verschiedenen Gebieten mit verschiedenen Waffen erfechten.

Haben wir auch jetzt sehr wenig Männer, die Vollendetes und Großes zu gestalten vermögen, so sind doch manche, die das volle Bewußtsein des Zieles haben, wornach sie ringen, denen wahrhafte Erkenntniß innewohnt. Diese lassen sich nicht beirren, und machen den Reinigungs- und Klärungsprozeß nicht bloß für sich, sondern für ihre ganze Zeit durch. Die Männer sind es, welche der vollen Achtung werth sind, auf deren Leistungen man immer zurückkommen muß, wenn man durch Werke des Geistes politisch wirken will. Dabei ist es gleichgiltig, ob in Versen oder Prosa, Geschichte oder Romane geschrieben wird. Die Neußerlichkeit ist dabei gleichgiltig, der ethische und der künstlerische Gehalt das erste. Wo beides zusammensfällt — und in jedem echten Kunstwerke ist dies schon seiner Natur nach der Fall, da sind jene Bedingungen vorhanden, welche man von einem hervorragenden Darsteller fordert, da ist nöthig die öffentliche Meinung auf sie hinzuweisen, die Lektüre ihrer Schriften dem Volke an's Herz zu legen.

Dabei kommt es nicht darauf an, ob man dadurch dem Volke einen Gefallen thut, wenn man dasselbe an ernste Schriften weist. Ist in der Medizin doch Heilkraft, wenn sie auch nicht recht mundet. Oft ist es ja wahrlich Ehre, in der Minorität zu sitzen, und nicht jenen Schriftstellern eingereicht zu werden, welche der Masse huldigen, und das wiederholen, was jeder Andere schon weiß und oft gesagt hat.

Es ist insbesondere der Journalistik nöthig, auf jene Werke zu weisen, welche dem Volke eine tiefere Lösung der wichtigsten Fragen des Tages bringen, und die Urtheilskraft der Masse durch neue Gründe, sachkundige Darstellung des Gegenstandes erhöhen. Wird ein Mal der Leser genöthigt zu denken; erfährt er, daß es auch eine

andere Anschauung giebt, als jene, welche an der Tagesordnung ist, lernt er die Schwierigkeiten kennen, welche der Ausführung dieser oder jener Idee entgegenstehen, so wird er milder, verfühlicher und billiger in der Beurtheilung, und bricht nicht so leicht mit leeren Worten de haut en bas den Stab über das, was seiner Ansicht, seiner Gewohnheit entgegensteht. Er lernt so mit einem Worte denken — was ihm das alte Regime in der Schule, und auf der Bühne, in der Journalistik wie in den Gerichtssälen verwehrt — und das ist es, was man ja eigentlich bezwecken will; den bloß genießenden Menschen in ihm auszuwirken, den praktischen, einsichtigen hingegen nachzurufen.

Zürich im Rokoko-Nahmen.

(Fortsetzung.)

Dieses Zimmer, wohin wir zum Essen gerufen, war von fünf langen Tischen, jeder mit 15—20 Couverts besetzt. An dem ersten sitzen die Vorsteher der Zunft, an drei andern die Mitglieder der verschiedenen Handwerksinnungen, an dem fünften endlich, welcher der letzte und größte war, speisen etwa 30 Personen, von denen einige zunftgenössige Landsassen, die übrigen aber Leute ohne ordentliches Gewerbe und bestimmten Beruf sind, und deren erster Anblick mir die ganze Atheniensische Geschichte zu Sinne brachte, ein Streich, den ich meiner Einbildungskraft nur um anderweitiger Dienste willen zu gut hielt, die mir diese ehrliche Schwärmerin so oft geleistet hat. Alle diese Tafeln von der ersten bis zur letzten sind völlig mit gleichen Speisen besetzt und auf allen trinkt man den gleichen Wein. Ragouts, alles Geflügel und fremde Weine sind durch die Geseze bei diesen Mählern verboten. Fische, Pasteten, Kälber-Fleisch, gesotten und gebraten, und Würste machen die Gerichte aus. Hingegen ersezen im Geschmack der mittlern Zeiten die Portionen diesen Abgang an Köstlichkeit und Sie werden mir kaum glauben, Corfni, wenn ich

Ihnen sage, daß für einen Mann 6—7 Pfund Fleisch, ein hübscher Fisch, eine halbpfündige Wurst, der Quart von einer Pastete, ein paar Pfund Brot und 4—6 Schoppen Wein dargebracht werden. Diese Gerichte tischet man in zweien Malen auf, zwischen welchen die ganze Zunft wieder für eine Stunde in die Rauchstube geht, mittlerweile die Dauungswerkzeuge wirken läßt und zu neuen Berrichtungen aufzieht. So wenig ich die Einrichtung von Magen begreifen könnte, die eine solche Last von Speisen ertragen sollten, so sehr wuchs mein Erstaunen, als ich über dem Essen sehen mußte, daß die meisten Gäste ihre Portion wenig berührten und einige außer den Fischen, deren Saucen sie mit Brotkrumen austrockneten, gar nichts aßen. Allein nach den Regeln einer guten Farce löst sich der Knoten am Ende auf, so auch hier.

Auf einmal entstand ein Geräusch, welches mich aus meinem Erstaunen aufscheuchte. Der Aufwärter theilte jedem Gast zwei große Regalbogen Packpapier aus, worin jeder mit ausnehmender Geschwindigkeit und mathematischem Geschick seinen Kram (so nennt man die Ausbeute dieser Gastgebote) einwickelte. Einige schoben sogar ihren Fisch mit ein, nachdem sie ihn vorher durch das Maul gezogen, damit ja nichts durch die Ausdünstung bis auf den folgenden Morgen verloren gehe. Da hätten Sie die Allgenügsamkeit sehen sollen, womit die meisten über ihre Bollwerke von Fleisch und Fett herguckten — Unwille, mit Freude und Mitleid mit diesen guten Leuten wechselten so plötzlich in mir ab, daß keines herrschend werden konnte. Die Gesundheiten, welche die Zunft ihren Vorgesetzten, diese jenen und jeder Tisch den übrigen zubringt, werden alle stehenden Fußes abgespielt; das Geräusch betäubte mich ganz und gar und mir ward übel, da ich jeden Bissen mit einem neuen Trunk zum Magen schwemmen mußte. Meine eigene Gesundheit ward zuerst ausgebracht. Ich erschrak nicht wenig, als die sämtlichen Gäste mit eins die Stühle rückten und mir choraliter zuriefen: Herr Alessandro, des Herrn liebwerthe Gesundheit! — Ich stand auf, bedankte mich höflich in deutscher Sprache und las auf manchem Gesichte die deutliche Verwunderung, daß ich mit ihrer alleinseligmachenden

Zunge redete. Und in der That, Corsini, kein Tag vergeht, da ich mich nicht meiner glücklichen Fertigkeit in allen lebenden Sprachen wegen selig preise; die Kenntniß des Schweizer Patois macht mich jetzt glücklicher, als wenn ich den Psalter in der Grundsprache lesen könnte. Und ich kann mir den Ekel nicht vorstellen, den ein Reisender sich und Andern stündlich macht, welcher der Sprache des Landes unkundig ist, wo er sich aufhält. Der naseweise Onkel behauptete zwar manch Mal, daß Französische gehe durch alle Lande — grüßen Sie mir ihn und schwören Sie ihm commissionaliter, ich hätte gefunden, die Böhnire und die Esel, ich meine die gelehrten Großen und die Kleinmeister redeten französisch in allen Landen. — Sie können sich leicht vorstellen, daß ich mich über dem Essen bei meinen Nachbarn fleißig über den Ursprung, Endzweck und Gebrauch dieser wunderbaren Mahlzeiten erkundigt habe. Folgendes ist ihre Geschichte in einer Nuß.

Anfänglich — ich meine vor 2—300 Jahren waren diese Gastgebote meistens Neujahr- und Fastnachtslustbarkeiten, zu denen oft die Weiber und Kinder mitgeladen wurden; die Gäste bezahlten eine kleine Zechen und der Zunftseckel das übrige, und wenn eidsgenössliche Boten zu Zürich auf den Tagen waren, wenn die Zünfte ihren Meister wählten, wenn ein Zünfter eine andere öffentliche Bedienung erhielt, so waren dieses so viele Anlässe zu ähnlichen Lustpartien, die bald auf dem Zunft Hause, bald auf dem öffentlichen Lindenplaz oder anderswo gehalten wurden. Die Traktamente waren ungleich und nirgend finden sich im Laufe von drei verstrichenen Jahrhunderten Spuren einer Einfalt, die man lange vor der Glaubens-trennung suchen muß, welche eben durch die ungeheure Ungebundenheit der damaligen Sitte befördert ward. Es findet sich sogar bei einigen von diesen ältern Gastgeboten mehr Niedlichkeit und Mannigfaltigkeit der Trachten als bei den heutigen und ein ungeheurer Verbrauch von Brot und Wein, endlich einige Spuren von öffentlichen Bädern, welche die Zunft ihren Gliedern bezahlte. Allmählig nahmen diese Gastgebote mit dem Geiste der Zeiten eine andere Wendung. Sie wurden regelmäßiger, ernsthafter, die Verfeinerung der Sitten verbannte die Weiber von diesen rauschenden

Zechgelagen, und es blieb etwas übrig, das noch schwache Spuren des ersten Endzwecks trägt, und jetzt einen höhern Endzweck haben soll, den es aber höchst unvollkommen erreichen kann.

Allmählig fingen im verstrichenen Jahrhundert ansehnliche Bürger, welche zu Ehrenstellen gelangten, an, ihre Zünfter der ersten Einrichtung gerade entgegen mit einigen großen Kosten zu bewirthen, und die diesfälligen Mißbräuche stiegen zu einer solchen Höhe, daß die Gesetze Vorsehung thun mußten. Allein nach Republikenweise begnügten sie sich, dem ärgsten Uebel zu wehren. Gegenwärtig bewirthe die Zunft sich selber jährlich regelmäßig sieben Mal, außer einem Gastgebote, welches die sogenannten Zunftmeister ihren Zünften zum Danke darreichen, daß sie in ihren Stellen unverändert blieben, und einem andern, welches ein junger Zünfter von Stande zwei Jahre nach einander giebt, und bei diesem Anlasse seine Zunftbrüder ungefähr mit der nemlichen Herablassung bedient, womit der Statthalter Christi den Bettlern die Füße wäscht. Die vorgenannten sieben Mahlzeiten kosten der Zunft jährlich 400 Scudi und von dem Ursprung derselben an sollen sie über 40,000 römische Thaler zu stehen kommen.

Ich stand nach der obigen Geschichte, die mir der Verwalter der Zunftsteinkünfte von den Mahlzeiten machte, nicht lange an, meinen Nachbar, den bekannten Mann voll Würde und Ansehen, einen Escher von Familie, der, wie er mir sagte, Ihren Vater in Rom vertraulich kannte, zu fragen, was wohl der gegenwärtige Nutzen dieser Gastgebote sein möchte, da ich an den Gästen eben keine sonderliche Munterkeit spüren konnte, welche sonst Gesellschaft mit Wein und Brot apart einzustößen und damit ihren Endzweck eines unschuldigen Ergößens zu erreichen pflegt. Herr Geshner lachte bei dieser Frage, Herr Escher zuckte die Achseln und erwiderte: die Gönner der öffentlichen Mahlzeiten sagen uns, Herr Graf, daß durch diesen Umgang der Höheren mit den Geringern, das Zutrauen der letztern zu den erstern erzielet werde; daß sie einigermaßen die Ungleichheit der Stände zurechtweisen und recht eingetheilt den Grundsätzen gemäßigter Aristokratieen angepaßt seien, und daß sie endlich ein sehr geschicktes Mittel sind, seine Leute kennen zu lernen, ihren Kopf und ihr Herz

zu prüfen und sich bei der Auswahl seiner Regenten danach zu richten. Allein ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß die meisten von diesen heilsamen Früchten ausbleiben, und daß unsere Zunftmahlzeiten vielmehr ihren Theil dazu betragen, das öffentliche Verderben zu äußern, oder welches eben so viel ist, zu verkleistern. Der arme Mann sieht diese Fleischbänke bald für die edelsten Früchte seiner Freiheit an, und macht sich mit dieser sowie noch mit mancher andern Erniedrigung groß, worin man ihn stürzen will. Als man dieses Zunfthaus bauen wollte, mußten die Zunftvorgesetzte ihren Zünften die Erklärung thun, dieser Aufwand sollte an dem Halten der Mahlzeiten niemals etwas hindern, und wenn die gegenwärtigen Zeitläufe hierin nicht etwas Gutes bewirken können, so ist vielleicht wieder für ein Jahrhundert nichts zu hoffen. Ob diese Gastgebote dazu dienen, den Vornehmen zu gewöhnen, sich zu den Geringern herab zu lassen, scheint mir aus Folgendem beurtheilt werden zu können: wenn diese Herablassung aus reinem Herzen kommt, so würde sie sonst nicht ausbleiben, denn sie ist eine Pflicht; ist sie aber Verstellung, so gehört sie zu den übrigen politischen Tugenden des Zeitalters, welche unter einer schimmernden Schaale meist faule Laster zum Kern haben. Ebenso eitel ist der Wahn, daß man sich beim Fressen und Saufen kennen lerne; in einer solchen Schule muß ja nothwendig der verächtlichste Mensch den Sieg davon tragen, denn die Bescheidenheit würde ein ernsthafteres Wesen suchen und einen ganz andern Schauplatz, allwo sie nothwendig ausgezischt werden muß.

Sehen Sie dort einen verliebten Bürgerfreund, fiel hier Herr Geshner ein, indem er auf einen jungen Wildfang wies, der auf die Gesundheit eines kupfernäsigen Kerls mit gestickten Hosen sein Glas ausstürzte.

Nein, Herr Graf, fuhr Herr Escher fort, darum leugne ich das gutgemeinte Ziel dieser Gastgebote nicht, weil es meist gefehlt wird; aber es ist mir nur ein neuer Beweis, daß bei der herrschenden Verdorbenheit eines Volkes Alles mithilft und Zunder zum allgemeinen Brande wird.

Es ist doch immer, erwiderte ein Anderer meiner Tischnachbarn, ein artiges Bene für einen

armen Herrn und Bürger, wenn er wenigstens neun Mal des Jahres seiner Haushaltung ein Stück Braten mit nach Hause bringt, die sich sonst Jahr aus Jahr ein mit trockenem Brote begnügen muß.

Dazu — unsere Leute sind nun einmal so, sagte ein Dritter.

Freilich, versetzte Herr Escher mit einem höhnißchen Blicke, nachdem man sie durch tausend und tausend schändliche Mittel dazu gemacht hat.

Allein darf ich fragen, fiel ich hier ein, indem ich mich an Herrn Gehner wandte, bleiben gar keine Mittel übrig, diese kostbaren Gastgebote, welche, wie ich leicht begreife, so wenig Nutzen bringen, abzustatten?

Sehen Sie, Herr Graf, versetzte Herr Gehner, es verhält sich mit unsern Mahlzeiten wie mit dem Kirchengehen; beide nutzen nichts, weil wir schlechte Leute sind. Aber schaffen Sie diese wohlgemeinten Einrichtungen ab, so werden wir abermal schlimmer. Der Reiche und Galante wird sich groß dünken, daß er einem Liebesmahl mit dem armen Mann nicht mehr beiwohnen darf, und der Arme wird diese Abstellung für einen Riesenschritt zum Despotismus halten. Aber ein anderes Mittel wäre wohl, diese Mahlzeiten ihrem Endzwecke näher zu bringen, und sie um vieles unschädlicher zu machen. Dieses Mittel besteht in der Einschränkung des aufgetischten Ueberflusses. Sobald ein öffentliches Gastmahl einen andern Endzweck hat, als die öffentliche Freude, so überschreitet es seine Bestimmung. Die Köstlichkeit und noch viel weniger die Menge der Speisen trägt dazu nicht das Geringste bei. Braucht man wohl mehr als eine Wurst und ein gutes Glas Wein, um herzlich lachen zu können? Dieser Dampf von Fleischhausen erstickt die Lust und tödtet sogar den Appetit. Darum sättigen sich auch diese Herren heute mit dem Geruch und morgen erst mit den Speisen; sie sehen ihren Kram für das Hauptwerk an und halten von der ganzen Sache ihren Mißbrauch für das Beste. Werden hingegen diese Gastgebote auf einen bescheidenen Fuß eingerichtet, so wird mit Eins Alles besser, die Zunftökonomie gewinnt und dies ist noch das Geringste; aber das ist mehr: wenn man nicht weiter aus niederträchtigen Absichten zusammenkommt, so kommt man bald aus bessern, wenn der Magen nicht mehr bei diesen Mahlzeiten Trost findet, so öffnet man dafür sein Herz der Freude, der Vertraulichkeit, die Reichen finden keine neue Nahrung mehr für ihren Stolz, die Armen keine für ihre Erniedrigung.

Das gefällt mir wunderwürdig wohl, versetzte ich, was steht aber diesen natürlichen Hilfsmitteln im Wege?

Abermal, fuhr Herr Gehner fort, die Schwachheit und elende Denkart der Leute; hier vereinigen sich die Vornehmen und Geringen gegen eine Verbesserung. Die ersten wünschen im Herzen gar keine Mahlzeiten, und wollen also nichts von einem Mittel hören, welches dieselben zu erwünschten Anlässen einer unschuldigen Freude machen und noch fester gründen könnte; und die Armen wägen, wie gesagt, ihre Freuden nach dem Maß ihres Krams ab.

Unter diesen und derlei Gesprächen verstrich mir die Mahlzeit höchst angenehm. In der Rauchstube gewahrte ich verschiedene kleine Züge, die mir den Charakter bestätigten, den man mir eben von den meisten Gästen gezeichnet hatte. Einige tunkten z. B. jeden Bissen Brot in Salz und Kümmel, ihren Durst zu schärfen; viele standen unverrückt bei dem Schenkische. Hier und da setzte sich eine Gruppe von drei bis viere in niederländischem Geschmacke an einen Tisch und erzählten einander aus allen Zeitungen. Ich hörte einen die gegenwärtige Korntheuerung in Deutschland von dem Durchpasse der Dauphine in Schwaben herleiten; einige drangen im Raisonnement darauf, daß die Obrigkeit Brot von wohlfeilen Orten verschreiben müßte, und so viel ich verstand, mischten sich unter diese albernen Discourse häufig richtige Schlüsse, treffende Anmerkungen, aber überhaupt ein Geist der Unzufriedenheit, der mir für meine lieben Zürcher bange machte. Das Betragen der meisten Vornehmen gegen die Geringen gefiel mir eben so wenig. Es waren flüchtige, kalte Höflichkeitsbezeugungen, ohne Wohlwollen und Leben, augenblicklich wieder durch eine Schwankung nach seines Gleichen verbittert, ein Händedrücken, welches ich mit Maulschellen beantwortet hätte, kurz, ein gezwungenes falsches Wesen, das mir ganz übel machte. Ueberhaupt fand ich die jungen Zünster besser als die alten, und unter denselben Leute, die ihrem Geburtslande Ehre machen können, wenn sie nicht, wie leicht zu befürchten steht, von Reizen eines ungestraften Uebermuthes hingerissen werden. Ein Paar aus ihnen setzten sich neben mich auf eine Altane unter den freien Mondschein und wir scherzten eine gute Weile von lauter Tigurinis. Denn nach meinen Grundsätzen halte ich diejenige Zeit für einen Reisenden verloren, die er mit etwas Anderem als den lebenden und leblosen Produkten des Landes zubringt, wo er sich aufhält. Benannte Herren sagten mir viel Merkwürdiges von dem Ursprung, dem Wachsthum und der gegenwärtigen Einrichtung der Zünfte. Der Fiscus dieser Zunft ist einer von den reichsten und hat gegen 2000 römische Scudi Einkünfte. Ein beträchtlicher Fruchtvorrath setzt sie vorzüglich vor den meisten

Zünften in den Stand, bei dem gegenwärtigen Mangel einen Laib Brot, welcher sonst $1\frac{1}{2}$ Paoli kostet, den Zünftern für ein Drittel zu geben. Dieses hatte anfangs bei der übrigen Bürgerschaft viel Meid erregt und zu allerhand Streitfragen Anlaß gegeben, wem die Disposition des Zunftgutes zustehet, ob der Obrigkeit oder den Vorstehern der Zünfte, oder der Gemeinsame einer Zunft? Nicht wahr, Corssini, aller gewohnten Chicane der römischen Gerichtskammern ungeachtet, würden Sie demjenigen unfrei begegnen, der die Frage erhebe, ob die Disposition über das Vermögen des Prinzen Corssini ihm selbst, oder dem Papst, oder dem Governatore di Roma zukomme? Auf einigen Zünften, sagt man, stellten sich die Vorsteher wirklich, als ob sie ihren Zünftern Gnadensbrot austheilten; dieses zeugt von einer Kleinheit des Geistes, der sich in kleinen Städten einigermassen begreifen läßt. Wenn ich den Pöbel hier und da für ein Gespenst von Freiheit fechten sehe, nun, so weiß ich, daß er nach seiner Art handelt. Aber wenn der erleuchtete Bürger, wenn der Regent eines Freistaates, der unsersgleichen, der Vater eines Volkes, nach jedem Schatten von Ansehen mit einem Eifer greift, als ob er den ganzen Staat vom Rand des Verderbens zurückweise, so schaut ohne Zweifel nach dem alten Reim:

Unser Herr Gott zum Fenster raus
Und laßt sein Bild auf Erden aus.

Gegen zehn Uhr nahmen die meisten von den Zunftvorstehern Abschied; unter denen, welche

weggingen, hatte ich mir Herrn Escher ausgezeichnet. Ich wollte eben nach Hut und Degen greifen, als mich Herr Gessner lachend bat, noch ein wenig zu verweilen und das Nachspiel der Farce abzuwarten, das, wie er sagte, mir zu Ehren mit möglichster Feierlichkeit sollte gespielt werden. Alle jungen Zünfter setzten sich rund um eine große Tafel, die mit vielen hundert Gläsern und Flaschen Wein ganz übersät war, und erhoben auf ein Mal mit heiserem Geschrei ihre Stimme zum größten Lobe des Beischlafs und des Weins, den sie mehr verschütteten als tranken. Ueber dem Saufen schmissen sie Gläser hinter sich und überzwerch, stampften mit Füßen, den Ellenbogen auf Tisch und Boden und erhoben einen rasenden Lärm. Aber das war nicht Alles; letztlich schwenkten sie mit den Stühlen und ritten auf denselben über die Trümmer der Gläser fort. Nur der lächerliche Kontrast des Eifers, womit dieses elende Bacchanal getrieben wurde, machte dasselbe einigermaßen spasshaft.

Nach einer kleinen Viertelstunde nahm mich Herr Gessner bei der Hand: Kommen Sie, mein lieber Herr Graf, sagte er, ich erröthe fast über die Probe, die Ihr Geschmack eben ausgestanden; indessen was wie Sie einen Körper gut sehen will, muß auch seinen S — sehen.

Der liebe Mann begleitete mich nach Hause, und versprach, mich folgenden Abend in ein öffentliches Concert zu führen. Gute Nacht, Corssini.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Berlin. Waldeck, Rodbertus, Jacoby, Berends, Phillips, Temme und Waldeck, Rodbertus, Jacoby noch einmal! tönt es von Berlin in alle Lande. Lauter Vorkämpfer der Linken und äußersten Linken, lauter Todfeinde der Kamarilla und bei Hofe zum Theil gehaßt, als wären sie die Robespierre's und Marat's der preussischen Revolution. „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören können!“ rief Jacoby der Majestät im entscheidenden Momente zu. Die Majestät hat dies Männerwort, so proklamirten und proklamiren noch täglich die schwarzweißen Blätter, für eine „persönliche Beleidigung“ genommen und nun wählt die Hauptstadt denselben königlichen Beleidiger, ja sie wählt ihn nicht ein Mal, nein zwei Mal zu ihrem Vertreter. Ist das Hohn, Troß oder Herausforderung? Es ist die stolze Antwort der Hauptstadt auf das unerhörte

Treiben der Vollstrecker der Gottesgnädigkeit. Ein Mal und noch ein Mal ruft Berlin in Jacoby's Wahl der Krone zu: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören können!“ Und in Waldeck erklärt die Hauptstadt: „Nicht in octroyirten Kartenhäusern liebt die Freiheit der Völker sich Tempel zu gründen! Wir wollen Wahrheit, wir wollen organische Gesetze, in denen die Selbstregierung bis zu den letzten Konsequenzen ausgeprägt ist!“ Und in Rodbertus und Temme protestirt die Hauptstadt gegen den unnatürlichen Bund des Säbels und Polizeistocks mit der Justiz zur Verfolgung der besten Männer des Landes. „Berlin ist rasend!“ klagen jetzt die Konstitutionellen, die durch ihr erbärmliches Schweigen hier, durch ihre Loyolitäts-Demonstrationen und ihre blasse Furcht eine schwere Mitschuld am Gange der royalistischen Ultra's auf sich geladen

und ihren hohlen Doctrinärismus für immer bei dem Volke in Mißcredit gebracht haben. „Berlin hat sein politisches Todesurtheil gesprochen!“ freisprechen die Absolutisten und setzen voll Ingrim, daß ihre kolossalen Anstrengungen zu Schanden geworden, hinzu: „Die indirekten Wahlen sind also kein Schutz gegen das allgemeine Stimmrecht; daher nieder mit der breitesten Basis!“ Die Siegerin Demokratie aber erntet indeß ihrer Mühen und Erduldungen reiche Garben. Sie rüstet sich nach schwerer Arbeit zu der noch schwereren, sie macht sich gefaßt darauf, daß schlimmen Zeiten noch schlimmere folgen können, sie schreitet ernst und feierlich zum Kampfe, wohl wissend, daß auch sie der Niederlagen noch Manche erleben wird, doch überzeugt, daß Träger einer ewigen Idee zwar unterliegen können, aber daß den demokratischen Prinzipien der Triumph zuletzt doch bleiben muß. Wie hatten die Feinde des Volkes auf Wahlkrawalle, auf Gmeuten gerechnet, wie freuten sie sich bereits auf neue Belagerungseerrungen-schaften! Gitle Hoffnungen der Gewaltmenschen auf Gewaltstreich der Demokratie! Das Volk kann, wenn es so einig, wie in den Wahlen zur zweiten Kammer bleibt, der Gewaltstreich entbehren; wollte der Himmel, die bibelfeste Regierung lernte gleichfalls, ohne Staatsstreich dem Gott, der sich durch Volksstimme so laut verkündet hat, die Ehre zu geben, die ihm gebührt! Doch Jacoby hat gesagt, und Jacoby ist ein Herzensfundiger: „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören können!“ Weil sie das nicht können, treten sie die Pressfreiheit und das Associationsrecht und die Volksvertretung zu Boden, nicht wissend, daß dieselben dem Riesen gleichen, der, so oft er die Erde berührte, sich mit neuer Kraft erhebt. Sie nennen den Staat eine Maschine und die Volksreise blauen Dunst, die Thoren. Wohlan denn, wenn der Staat eine solche Maschine wäre, so weiß doch jedes Kind, daß, wenn man den Dampf einschließt und heizt und immer fort heizt, zuletzt der Kessel springt und das Schiff und Schiffsvolk in die Luft sprengt. Soll dieses Preußens Schicksal werden? Das Loos der Volksrepräsentanten, die sich zu Rath und That in Berlins Mauern versammeln werden, wird entscheiden. Ihre Prinzipien kennt das Land, denn es hat seine Männer zur zweiten Kammer gewählt, diesmal nicht als Vertrauensmänner, sondern als Träger von klar ausgesprochenen Prinzipien, als die Verkörperungen seines souveränen Willens. Ein neuer Angriff gegen diese Männer wäre ein neues Attentat auf die ganze große Majorität der Nation. Zu solchem Wahnsinn halten wir die Räte der Krone denn doch nicht fähig. Dies der Grund, weshalb wir selbst heute noch mit größerem Vertrauen, als die Kon-

stitutionellen und die Absolutisten, auf eine zwar mühsame, wechselvolle, doch unblutige Lösung des Knotens, den die Verblendung geschürzt hat, zu rechnen wagen. (Mainzer Ztg.)

Frankfurt a. M. Herr August Haake, Regisseur des Frankfurter Theaters, soll eine für die innere Einrichtung der Theater wichtige Erfindung gemacht haben. Es soll eine ganz einfache Vorrichtung sein, wodurch die scenische Einrichtung ungemein an malerischer Ausschmückung gewinnt und eine Täuschung erreicht wird, die gleichsam die wirkliche Natur darstellt. Koulissen, Soffiten erhalten ein anderes Aussehen, und architektonische Räume stellen sich in ihrer Form ebenso vollständig dar, wie sie außerhalb des Theaters der Baumeister errichtet; Ansichten aus der freien Natur können ganz getreu in allen Abstufungen und Veränderungen, wie sie uns durch die Naturkräfte und sonstige Erscheinungen bekannt sind, z. B. heller und trüber Himmel u. s. w., und Scenen, wie der Blocksberg in Göthe's Faust, so zu sagen bis jetzt unausführbar, werden mit Leichtigkeit eingerichtet. Die Scene kann im Nu durch Aufzüge und große Volksmassen besetzt werden, ohne daß die Zuschauer bemerken, wie es gemacht wird, und die störenden Vorrichtungen des Herbeischaffens von Möbeln und dergleichen hören gänzlich auf. — Wer nicht weiß, daß Lügen und Ausschneiden beim Theater das tägliche Brot, der wird diesen Puff glauben, oder sich darüber wundern.

Kassel. Nach allem, was uns seit den Tagen unserer sogenannten Erhebung Schmachvolles begegnet ist, nach all' dem Verrath unserer Fürsten, nach all' den Schwindeleien der constitutionellen und demokratisch-monarchischen Feiglinge, nach dem Kanonendonner, welcher die Consequenz ihrer Revolution als eine Frevelthat frecher Buben zusammenschloß, nach dem Standrechte über die begeisterten Führer der armen, auf die Gasse geworfenen Volksmassen, nach all' dem Verrath, den Täuschungen, den Lügen und Betrügereien, muß es dem blödesten Auge klar geworden sein, daß es fortan nur zwei Parteien geben kann, zwei unversöhnliche, unerbittliche Parteien, zwei Parteien auf Leben und Tod, die sich mit den Augen fixiren, die gegen einander mit den Waffen zucken, die auf jede Blöße, jeden Fehler, jede unbewachte Stunde lauern, um den letzten Stoß zu führen: die Partei der entschiedensten Revolutionnaire und die Partei der eben so entschiedenen Reactionnaire. — Mag abfallen, was abfallen will, mögen alle Halben, Zögernden, Vermittelnden, mag die ganze Schaar der Feigen und Rechenkünstler den Kampfplatz verlassen, die praktische Demokratie muß erkennen, daß jede Ver-

sbhnung einen Todesstoß, jedes gute Wort einen Betrug für sie bedeutet, daß es darauf ankommt, dem Trost der breiten, auf Kanonen ruhenden Grundlagen eine feste, geschlossene Masse gegenüberzustellen, die Alles, Alles, Liebe, Glauben, Zukunft auf eine Karte, einen Wurf setzt, auf die entscheidende Schlacht zwischen alter und neuer Zeit, zwischen Sein oder Nichtsein, zwischen Deutschlands, Europa's Untergang oder endlicher Erlösung, endlicher Befreiung. — Sie Wels, Sie Waiblinger! Die absolute Monarchie oder die demokratische Republik. Alle Gaukelspiele des constitutionellen Königthums, alle Spiegelschtereien der getheilten Gewalten, alle Träume und Verrücktheiten der zwei Souverainetäten sind durch die Gaukler, Taschenspieler und Träumer selbst an den Pranger gestellt. Die constitutionelle Partei mit allen ihren Abstufungen, mit all' ihrem demokratischen Lumpenschmuck ist auf die Seite der Reaction getreten, der Reaction nicht allein, der Contrerevolution, der offenen Restauration, der Vereinigung der Gewalt in einer Faust, in der Faust der Henkersknechte. Die constitutionelle Partei, welche die Basis des Königthums, den Besitz, die Herrschaft über den Grund und Boden, das patriarchalische Regiment vernichtet, welche den Thron vom festen Land auf die Wogen des Meeres, auf die Wolken der Lüfte getragen, welche den Fürsten von seinem Postament in den wirbelnden Strom der Massen getragen hat, eben diese constitutionelle Partei kann ihr eigenes Princip nicht anders retten, als dadurch, daß sie der rollenden Geschichte in das Rad fällt, daß sie den Wagen wieder auf den festen Grund zurückzwingt, daß sie nicht allein reagirt, sondern auch contrerevolutionirt, restaurirt. Es ist Blödsinn, an der Wichtigkeit dieser Logik zu zweifeln, einer Logik, die sich hier wie dort, in der französischen Republik, wie am preussischen Hofe, in der lumpigsten Ständekammer, wie im deutschen Parlament erwiesen hat. Wer die Hand eines Fürsten faßt, mag es die starke Hand des absoluten Monarchen oder die abgemagerte, schwindsüchtige des sogenannten constitutionellen Regenten sein, wer mit den Kanonen der Spießbürger unterhandelt, ist verloren, sich selbst, seinem eigenen Gewissen, der Freiheit, dem Fortschritt verloren, ist der unbedingte Feind der demokratischen Bewegung. Alle Phrasen vom allmäligen Fortschritt, alle Redensarten von Vereinbarung und Mäßigung, alle Schwägereien von ruhiger Entwicklung sind die Jesuitenkünste, mit denen der Restauration das Feld eröffnet, den Kanonen und Büchsen das Terrain geebnet, mit denen die Hezjagd auf die Demokratie heilig gesprochen wird. Die Parteigängerin für die blutrothe Spießbürger-Monarchie, für das Königtum

der Belagerungszustände und Kugelquittinen ist die Feigheit, die Zaghaftigkeit, das Evangelium der Möglichkeits-Rücksichten. Die praktische Demokratie hat ein Tirailleurgefecht gegen diese Parteigängerin zu eröffnen, sie hat nicht eher zu ruhen, bis die Masse der Halben, der Kurzschichtigen, der „ehrlichen“ Verräther, der „edlen“ Betrüger vernichtet ist, bis die Aussicht frei geworden, bis die Parteien rein und klar sich entgegenstehen, die Partei der entschiedenen Royalisten, der entschiedenen Spießbürger und der Partei der entschiedenen Demokraten, der entschiedenen Socialisten. — Die demokratische Partei hat den blutschänderischen Bund, die Ehe an der linken Hand, mit den republikanischen Spießbürgern eben so zu brechen, als die Mätressenwirtschaft mit den socialen Royalisten. Dieser Bund, diese Ehe, diese Wirtschaft heißt den Verrath in das eigene Lager ziehen, heißt den demokratischen Schlachtplan an die Polizei liefern, heißt sich für den letzten Kampf die Sehnen abschneiden, das Pulver und Blei unbrauchbar machen. — Der Punkt, auf den die Entwicklung der Geschichte gekommen ist, ist nicht mehr der Vergleich, sondern der Bruch, nicht mehr die Reform, sondern die radikale Revolution. Die constitutionelle Partei hat den letzten Ueberrest der „alten Gesellschaft“ in Stücke gebrochen, ihr Ziel war die Vernichtung der alten Stände, die abstrakte Gleichberechtigung Aller, die Lüge der Wucherer, der Spießbürger, der Abenteurer. Die constitutionelle Partei hat die alten Nisse, die alten Sandbänke aus dem Strome des Volkslebens fortgeschafft, sie hat den Adel verjagt, aber nicht um den Strom fahrbar für Alle, Alle zu machen, sondern um ihn für sich zu behalten, für die Spießbürger und Wucherer. Hornisse.

Korcyra. Thucidides giebt in seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges, da, wo er die Greuel beschreibt, welche der Bürgerkrieg in Korcyra veranlaßt hatte, folgende Schilderung der anarchischen Zustände Griechenlands (3. Buch, Kap. 87 Ende 82. 83): „So grausam gestaltete sich der Aufstand und erschien noch mehr in solchem trüben Lichte, weil er der erste dieser Zeit war. Denn nachmals wurde, so zu sagen, die ganze Griechische Welt in den Strudel hineingezogen, indem überall Zündstoff vorlag und das Parteiinteresse die Fenster der Demokratien einerseits bewog, bei den Atheniensern, die Oligarchen aber, bei den Lacedämoniern Hülfe zu suchen; und während sie im Frieden keinen Vorwand und Lust dazu gehabt hätten, so gab der Kriegszustand und das bestehende Bündniß mit Einem von diesen Staaten den Neuerungsüchtigen leicht

die Mittel an die Hand, zur Demüthigung ihrer Gegner und zur Vergrößerung ihrer eigenen Macht die fremde Einmischung herbeizuführen. Und es betrafen die Griechischen Staaten viele und schwere Verfassungs-Erschütterungen, die freilich so geschehen sind und immer geschehen werden, so lange die menschliche Natur die nämliche bleibt, sonst aber doch auch von ruhigerem Verlauf und verschiedenem Charakter sind, je nachdem diese Umwälzungen mit andern Umständen zusammenhängen. Denn im Frieden und Wohlstand solchen Staaten und Privatleute vernünftigeren Rathschlägen, um nicht in unfreiwillige Noth zu geraten; der Krieg aber wird, indem er an den täglichen Lebensgenüssen Abbruch thut, ein gewaltsamer Lehrmeister und lenkt die Leidenschaften der Menge auf das Gegenwärtige. Nachdem nun einmal in den Staaten gewaltsame Aenderungen Platz gegriffen hatten, so steigerte bei jedem nachfolgenden Ereigniß die Erinnerung an das früher Vorgefallene das Neuerungsfeber bis zur Maßlosigkeit, sowohl in Rücksicht des angewandten Intriguenspiels, als der Strafen, die man über die Gegner verhängte. Und dabei veränderte man ganz nach Willkür die gewöhnliche Bedeutung der Worte. Unvernünftige Waghalsigkeit ward für gesinnungstreue Mannhaftigkeit ausgegeben, schlaues Abwarten mußte schöne Bedächtigkeit heißen. Nüchternheit dagegen galt für Bemäntelung der Unmännlichkeit, Alles berücksichtigende Ueberlegung für zu Nichts fähige Trägheit. Unbesonnene Hitze sollte zur Zierde des Mannes gehören. Hinterlist benannte man mit dem schönen Namen der Vorsicht behufs der eigenen Sicherheit. Der Unbeugsame galt für einen stets Zuverlässigen, wer ihm widersprach, für einen Argwöhnischen. Hatte Jemand einem Andern nachgestellt, so war er klug, wenn es ihm glückte, hatte der Andere vorher was gemerkt, so galt er für noch klüger. Wer sich vorsehen wollte, daß er keins von diesen Kunststücken brauchte, war ein Hinderniß der Eintracht und ein Hasenherz. Mit einem Worte, der ward belobt, welcher seinem zaudernden Gegner zuerst Leid anthat, sowie der, welcher zum Angriff des Unvorbereiteten aufforderte. Sogar die Bande des Bluts mußten dem Parteibande nachstehen, weil es von größerer Unabhängigkeit zeugte, rücksichtslos zu handeln. Denn dergleichen Verbündnisse empfangen ihren Lohn nicht durch ihre Uebereinstimmung mit den bestehenden Gesetzen, sondern durch Gewaltthätigkeit mit Umstosung der Gesetze. Ja, ihr eigenes Bündniß unter einander ließen sie nicht durch das göttliche Gesetz besteuern, sondern durch die Gemeinschaft im Ver-

brechen und die Heiligsprechung ihrer mit schönen Namen belegten Unthaten erwarteten sie nicht von der Wahrheit, sondern vom guten Erfolg ihrer Selbsthülfe. Sich an Jemand rächen, galt für mehr werth, als selbst außer Gefahr vor Unrecht bleiben. Und wenn ja Einer dem Andern Schwüre leistete, zur augenblicklichen Veröhnung, so geschah es nur, um einer gegenwärtigen Verlegenheit auszuweichen, weil man sonst keinen Beistand hatte; sobald aber Einer Lust bekam und seinen Gegner wehrlos erblickte, war ihm das Nachgefühl süß, wenn er seine Ehrlichkeit überlisten konnte, ja süßer, als wenn er bei offenem Angriff gesiegt hätte. Das galt für Vorsicht und der Sieger bekam überdies den Preis der Klugheit. Der große Haufe aber ließ sich, bei seiner wirklichen Argeheit, lieber mit dem Namen „geschmeidter Leute“ preisen, als sich für dumm und ehrlich schelten. Hierüber schämt man sich, über jenes freut man sich. An dem Allen ist Schuld eine Herrschaft, die auf Habgier und Ehrgeiz gegründet ist, während schon von Natur der Mensch zum Rangstreit geneigt ist. Denn die obersten Staatslenker setzten, während sie mit Worten schmeichelten, Jeder unter irgend einem schönen Vorwand, indem dem Einen die politische Gleichheit Aller, dem Andern die nüchterne Aristokratie als Lösung diente, das Gemeinwesen zum Kampfspreis ein, suchten dann mit allen Waffen sich gegenseitig niederzukämpfen, gingen bis zu den tollsten Wagnissen, eröffneten den Feldzug gegen einander, indem sie noch größere Strafen in Vorschlag brachten, wobei sie die Grenzen des Staatswohls und der Gerechtigkeit überschritten und nur auf das, was einem von den beiden Theilen zum Vergnügen gereichte, berücksichtigten, und indem man entweder durch eine ungerechte Abstimmung das Verdammungsurtheil erwirkte, oder mit Gewalt das Staatsruder ergriff, gelangte man auf den Punkt, seine Rangsucht zu befriedigen. Keiner dachte daher an Gottesfurcht, durch schöne Reden konnte der, den das Glück bei seinen feindseligen Parteibestrebungen begünstigte, den Ruhmeslorbeer davon tragen. Was aber von den Bürgern parteilos geblieben war, ward, entweder weil sie nicht mitkämpften, oder aus Aerger darüber, daß sie besser waren, von beiden Theilen zu Grunde gerichtet. So veranlaßten die Staatsumwälzungen jegliche Art von Schlechtigkeit in Griechenland und die schlichte Ehrlichkeit (womit der Gesinnungsadel so sehr zusammenhängt) ward verlacht und ausgemerzt. Eine mißtrauische Haltung der schroff sich gegenüberstehenden Parteien nahm ganz überhand. Denn zur Schlichtung des Streites war kein Wort fest genug, kein Schwur fürchtbar genug. Alle gefielen sich lieber in

Reden, die die Rechtsunsicherheit nachwiesen, als in solchen, die die Sicherheit dartaten, man sah sich lieber vor, um nicht überlistet zu werden, als daß man Vertrauen fassen konnte, und gewöhnlich gewannen die unverständigsten Rathgeber den Sieg. Denn indem sie ihre eigene Schwäche kannten, sowie die geistige Ueberlegenheit der Gegner, und fürchteten im Kampf der Rede überwunden und aus den Schlupfwinkeln ihrer Unwahrhaftigkeit herausgetrieben zu werden, griffen sie feck zum Handeln. Die andern aber, wenn sie das gleich ahneten, verachteten doch ihre Gegner und indem sie nicht mit Gewalt nehmen zu dürfen meinten, was ihnen aus guten Gründen gebührte, wurden sie in Folge ihrer Wehrlosigkeit unterdrückt."

Liverpool. Die größte Gewerbeschule ist die zu Liverpool. Das daselbst für sie mit einem Aufwande von 150,000 Pfund Sterling errichtete Gebäude faßt 3500 Schüler, von denen 600 in drei Tageschulen und 2900 in 15 bis 16 Abendklassen unterrichtet werden. Es sind 50 Lehrer angestellt, 1600 Personen lesen täglich in der Bibliothek. Zwei Mal in der Woche finden öffentliche Vorlesungen statt, die von 1300 Zuhörern besucht werden.

München. Hier ist ein Künstlerfest gefeiert worden: Friedrich Barbarossa's Wiedererwachen und das Wiedererstehen des deutschen Reichs. — Das Fest war das schönste, das München seit Jahren gesehen, großartig und gedankenreich angelegt, bis ins Einzelne vollendet, und so heiter und lebendig dargestellt und ausgeführt, wie es nur dieser Künstlerwelt möglich ist, die im Innersten mit ergriffen ist von den Gedanken der Zeit, und jeden dieser Gedanken mit sinniger Schönheit zu umkleiden weiß. Ueber zweitausend Gäste füllten die weiten Säle des Odeon, durch die der Zug sich bewegte, in welchem keine der Landschaften unseres Vaterlandes fehlte, alle seine Hochlande und Küstensäume, alle in Kunst, Geschichte oder politischer Bedeutung hervorragenden Städte vertreten waren — eine Reihe der reizendsten Bilder von den Tagen der Hohenstaufen, bis herab zu der bewegten Gegenwart, die unter Zweifeln und Wehen das neue Deutschland erstehen sieht. Eine feierliche Stimmung lag über der festlichen Versammlung, als Vinzer's: „Wir hatten gebauet“ ernst wie ein Kirchenchoral erklang. Man fühlte: die frühern Künstlerfeste dieser Art waren heitere Maskenscenen, dieses aber war den Hoffnungen und Schmerzen, mit denen wir

an der Schwelle einer großen Zukunft stehen, unmittelbar entfielen. Aber selbst die ernstesten Mahnungen an die trüben Verwicklungen draußen vermochten nicht die lärmende Lustigkeit zu unterdrücken, als nach den scenischen Darstellungen der Ball begann, dem sein Recht werden mußte. Die fröhlichsten Partien darin bildeten die Gruppen der Gebirgsleute von Bayern, Steyermark und Tirol, die ihre derben und doch so graziösen Tänze aufführten und ihre hellen Sauchzer und Zodler dazu ertönen ließen.

Paris. Daß nicht nur die deutsche, sondern auch die französische Masse jammervolles Sklavenpack, beweist Folgendes: Die „Athalie“ macht im Théâtre Français jetzt täglich ein volles Haus, bloß weil darin der rechtmäßige König wieder auf seinen Thron gesetzt wird, und bei den Schlussworten des Zoad:

„Appelez tout le peuple et montrons lui son roi,
Qu'il lui vient en ses mains renouveler sa foi!“

bricht das ganze Publikum in begeisterten Jubel aus, und selbst die Logenschließer und die Contremarken-Verkäufer auf der Straße schreien mit.

* * Man bemerkt, daß im Ablaufe der letzten zwölf Monate viele Politiker körperlich sehr zurückgekommen sind. Sie haben was man in Frankfurt mit dem Worte Parlamentsfieber bezeichnet: Marrast ist völlig grau geworden, Lamartine ist nur noch ein Schatten des früheren. Garnier Pages muß im Süden in einem mildern Klima sich erholen, Goudchaux ist völlig abgespannt und Ledru Rollin ist bettlägerig; er speit Blut.

Wien. Die Gemeinheit der deutschen Knechtsnatur, welcher eine Pöbelmasse von Skribenten huldigt, findet mitunter ihre Züchtigung von Seiten des Publikums. Ein neues Stück: „Der Reichstag in der Geisterwelt“ betitelt, welches im Josephstädter Theater zur Aufführung kam, erregte durch die darin enthaltene Parodie auf gewisse Lokalzustände eine solche Indignation im Publikum, daß es nicht ausgespielt werden durfte. So erfuhr ein anderes, einer ähnlichen Tendenz huldigendes neues Stück von Nestroy (eine Art Parodie der unseligen Oktoberereignisse) im Theater in der Leopoldstadt ebenfalls die laute Mißbilligung des Publikums. Es ist unbegreiflich, wie man das eigene Unglück, dessen Wunden noch fortwährend bluten, zum Gegenstand einer Parodie auf der eigenen Schaubühne machen kann.

J. Lafer.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.